Nummer 14 Donnerstag, 17. Januar 1924

Berliner Familien-Zeitung

DER GRÜNE HUND

Ein Roman von Alicia Ramsey / Autorisierte Uebersetzung von Lammers

[3. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

„Warum tragen Sie denn einen echten Zopf?"

„Gemeine dammte Englisch, fassen meine Zopf an!"

Das feingeformte Gesicht, dessen unverkennbare Züge edelster Rasse jedem Mongolen sein Geheimnis verraten hätte, wandte sich wutentstellt Dixon zu. „Mich brennen dich dammte Finger kaputt-put." Er griff nach dem heißen Eisen auf der Gasflamme, als zum Glück für Dixons Hände ein Schrei durch den Keller schallte.

„John!" Der schwarze Sammetvorhang teilte sich und eine dicke Engländerin mit rotem Gesicht, einer Haube auf dem Kopfe und einem Henkelkorb am Arm, schoß mit der Gewalt einer Granate herein. Ihr Erscheinen kam so überwältigend unerwartet, daß Dixon den Zopf fahren hieß.

Sobald der Chinese den Zopf frei fühlte, ergriff er ihn und rollte ihn auf dem Kopfe zusammen. „Haarnadeln!" Er streckte der Frau eine zitternde Hand entgegen.

„Ja, ja, Liebling! Da, da! Hier! Du wirst dich krank machen, wenn du dich so aufregst. So, so, komm, laß mich's machen." Sie stellte den Korb zu Boden, zog aus ihrer Schürzentasche einige Haarnadeln und steckte mit sanften Griffen den Zopf fest. Dann schritt sie auf Dixon zu, die Arme in die Seiten gestemmt. „Und wer sind Sie, Mister?" fragte sie wild.

„Mein Name ist Dixon; ich bin Journalist."

„Und was wollen Sie von meinem Mann?"

„Ich möchte mit ihm ins Reine kommen."

„Wieso?" Sie löste die Bänder ihrer Haube, die sie auf den Boden warf.

„Das ist seine Sache."

„Und, bitte, ist seine Sache vielleicht nicht auch meine Sache? Bin ich nicht seine Frau? Ich bin eine anständige, verheiratete Frau, verstehen Sie!"

Mit einem Blick, der ihr gewöhnliches Gesicht fast veredelte, sah sie zu dem Chinesen hinüber. „Warum hast du ihm nicht gesagt, daß wir verheiratet sind?"

„Mich nix nicht genau verstehen, Täubchen. Mich nix nicht können Englisch ganz sehr gut." Mit einer eleganten Bewegung von unnachahmlicher Grazie ergriff er die fette, rote Hand und küßte die dicken Fingerspitzen. „Du 'klären ihm, Wäscherei gehört englischer Herr. Mich nix nicht können 'klären."

„Keine Sorge, mein Liebling; Täubchen will's erklären." Dixon konnte kaum seinen Augen trauen, so sanft und süß klang die Stimme. „Arbeite ruhig weiter und zerbrich dir deinen armen Kopf nicht!"

Der Gelbe nahm sein Eisen und bügelte weiter. Seine Frau wandte sich an Dixon: „Und nun sind Sie wohl so gut und sagen mir, was sie von meinem Mann wollen."

„Ich möchte, daß Sie mir einige Fragen beantworten."

„Fragen Sie doch! Wer hindert Sie denn?"

„Zuerst möchte ich wissen, wie lange Ihr Mann schon in London ist," fragte Dixon sanft.

„Vier Jahre."

„Er spricht fließend Englisch?"

„Ja." Sie erschrak plötzlich; ihr Gesichtsausdruck veränderte sich mit einem Male. „Das heißt, für einen Fremden spricht er sehr gut. Aber er macht noch die größten Fehler, wie vorhin mit Ihnen."

„Er ist Ihnen ein sehr lieber Gemahl, nicht wahr?"

„Was geht das Sie an, möchte ich wissen?"

Ihre Augen funkelten Dixon an; dann aber verflog ihr Zorn ebenso rasch wieder. „Ja, ein sehr lieber Mann, ein ganz ausgezeichneter Mann, kein Säufer, immer bei der Arbeit, man kann sich gar keinen besseren Mann denken als ihn. Ich hab's vorher der Reihe nach mit dreien versucht, und er ist mir lieber als die anderen drei zusammen."

„Und Sie wohnen hier mit ihm?"

„Ja." Wiederum veränderte sich plötzlich ihr Gesicht. „Wenigstens — manchmal — und manchmal auch nicht, das kommt so darauf an, was es gerade zu tun ibt."

„O, Sie helfen ihm in der Wäscherei?"

„Nein, ich bin eine Aufwartefrau."

„Ach so, da bringen Sie Ihrem Mann wohl die Wäsche von Ihren Herrschaften?"

„Nein." Genau wie vorhin schon schrak sie zusammen. „Wenigstens — manchmal ja; es kommt darauf an."

„Ich sehe, Sie haben hier Wäsche mitgebracht," warf Dixon unschuldig hin.

Die Frau stürzte sich auf ihren Korb und verbarg ihn unter ihrem Schal. „Sie sehen auch ein gut Teil mehr als andere Leute," erwiderte sie grob.

„Ich sehe Angst in diesen Augen," sagte Dixon zu sich selbst. „In dem Korb ist etwas, das sie mich nicht sehen lassen will."

Dixon sah zu dem Chinesen hinüber, der zu bügeln aufgehört hatte und nun mit leichten, geschickten Fingern eine Spitzenkrause fältete.

„Haben Sie noch mehr Fragen? Genieren Sie sich ja nicht."

Dixon zog sein Merkbuch hervor.

„Der Name Ihres Mannes bitte?"

Die Frau schielte ängstlich nach dem Chinesen hin. „Sein Name?"

„Lo ling Si," kam die schrille messerscharfe Antwort von dem Bügeltisch.

„Was stehen Sie eigentlich da und fragen die Leute aus," fuhr die Frau plötzlich auf.

„Weil ich muß. Meine Zeitung hat mich hierher geschickt, einen Chinesen zu finden, der mit einer englischen Aufwärterin verheiratet ist, eine eigene Wäscherei betreibt und mit einem anständigen englischen Mädchen durchgegangen ist."

„Was hat das mit mir und mit ihm zu tun?"

„Er ist doch ein Chinese, nicht?"

„Wer bestreitet das?"

„Und er hat eine Wäscherei!"

„Wer leugnet das?"

„Und mit Ihnen ist er verheiratet."

„Wer bestreitet das?"

Dixon zuckte die Schultern. „Nun, ich weiß, was ich gefunden habe."

„Aber nicht das Mädchen!" Die Worte wurden so heftig hervorgestoßen, daß sie wie ein Hieb wirkten.

„Nein, aber das kommt noch."

„Hier finden Sie kein Mädchen." Sie sah Dixon triumphierend an.

„Vielleicht nicht, aber Sie wissen, wo ich es finden könnte."

„Keine Ahnung! Sie mögen mich vor jedes Gericht schleppen und ich will schwören darauf. Gott soll mich tot umfallen lassen auf der Stelle, wenn ich weiß, wo das Mädchen ist."

„Aber ihr Mann weiß es!"

Mit einer plötzlichen Bewegung stellte sie sich wie zum Schutz vor den Chinesen. „Er weiß gar nichts," schrie sie. „Weißt du etwas, John? Bist du mit einem englischen Mädchen davongegangen?"

Der Chinese hatte die ganze Zeit ruhig weitergearbeitet, als sei er allein im Keller. Er hob nicht einmal den Kopf, als er antwortete: „Nix nicht."

„Sehen Sie," schrie die Frau, habe ichs nicht gesagt? Er ist nicht mit einem von euren unsoliden Mädels davongegangen."

„Hoffen wir, daß Sie recht haben," sagte er. „Ich gebe Ihre Adresse der Polizei, die weitere Nachforschungen anstellen wird. Meine Aufgabe ist hier erledigt."

(Fortsetzung folgt)

Musikalische Wanderungen

Zwischen Moderne und Klassizität

Das opositionelle Publikum

Von Lothar Band

Wohl selten drängten sich in engerem künstlerischen Rahmen größere Gegensätze als im letzten Philharmonischen Konzert unter Wilhelm Furtwängler. Da stand inmitten des Programms als sein Hauptstück des vielumfeindeten Igor Strawinski „Frühlingsopferfeier", nachdem ein Händelsches „Concerto grosso" den Abend eingeleitet hatte und während das zweite Brahmssche Klavierkonzert den Schluß bildete. Händels edle, kristallklare Kunst, Brahms' herbe Begeisterung als Rahmen für den Ruhm und rücksichtslos um Ausdruck ringenden Russen! Fast war es zu vermuten, daß sich gegen das problematische Werk auch in diesem Jahre, wie bei der hiesigen Erstaufführung unter Ansermet im vorigen Jahre eine heftige Opposition erheben würde. Und so geschah's! Gellende Pfiffe, aber auch ostentativer Beifall bildeten den nicht in der Partitur vorgeschriebenen lang ausgehaltenen Schlußakkord.

Gewiß ereignet sich hier bislang Unerhörtes. Aber man darf doch nicht das Ungewohnte mit Unkünstlerischem identifizieren und aus Bequemlichkeit, aus geistiger Trägheit heraus sich ablehnend verhalten, ohne überhaupt den schüchternen Versuch zu wagen, den Komponisten verstehen zu wollen. Strawinski macht es uns nicht leicht. Das Werk ist die aus einer Ballettmusik zusammengestellte Suite und als solche, losgelöst von dem sichtbaren Vorgang und auf sich selbst gestellt, schon ein Problem. Aber der wilde, alles gebärende Rhythmus ist nicht ausschließlich der des Balletts, sondern hier vor allem jene Keimzelle, aus der heraus sich das ganze, groß angelegte Werk entfaltet. Und wie sich die Harmonien aufeinander türmen, wie die Melodien aufschreien, in den Holzbläsern blitzartig emporschießen und in den Blechbläsern ausklingen, das ist nicht Raffinement oder unsicheres Umhertasten, sondern ein überzeugter Wille zur schöpferischen Tat. Daß wir uns Strawinski jemals voll anschließen werden, möchte ich bezweifeln. So viel aber erscheint mir gewiß, daß von dieser auf wesentlich andere Gehörreize bedachten und darum auch mit anderen Mitteln schaffenden Kunst starke Impulse auf das Musikschaffen ausgehen werden. So weit auch im einzelnen Strawinski das Ziel hinter sich läßt, den künstlerischen Atem und ein inneres Erleben dieser Musik wird man ihm nicht absprechen können.

Eine glänzende Leistung Furtwänglers — bis auf die Programmaufstellung! — und des Philharmonischen Orchesters!

Viel matter, viel erklügelter ist eine andere Ballett-Suite Strawinskis, die Gustav Brecher zur Erstaufführung brachte. „Chant du Rossignol", das chinesische Märchen von dem Sieg der natürlichen Nachtigall über die mechanische, hat den Komponisten zu Extravaganzen um jeden Preis verführt. Eigentlich wird jedes Instrument nur noch in den Lagen verwendet, die jenseits des Charakteristischen liegen. Die Mechanik der künstlichen Nachtigall, das bizarre Kolorit und groteske Zeremoniell des Landes der aufgehenden Sonne mögen Strawinski hier so stark äußerlich beeinflußt haben. Aber selbst die vorzügliche Wiedergabe auch wieder durch die Philharmoniker konnte an dem Eindruck nichts ändern, daß hier alle Mühe vergebens war.

Auch die Kapelle der Staatsoper tritt aus ihrer traditionsgesicherten Reserve heraus. Der Mutige, der hier einmal nicht verstaubte Noten auf die Pulte legen läßt, ist der neue Generalmusikdirektor Erich Kleiber, der zwischen den beiden Gastdirigenten Bruno Walther und Fritz Busch zwei Konzerte leitete und sich damit auch als Konzertdirigent hohe Anerkennung erwarb. Zunächst kam er uns einmal klassisch dirigierte elegant (nur bisweilen mit zu lässigen Gesten der linken Hand) Mozart und spannte, trotz aller schönen epischen Breite, den Rhythmus in Beethovens Siebenter bewundernswert straff und kühn. Dann aber erregte er Aergernis bei dem Stammpublikum, das er durch Alexander Skriabins „Poème d'extase" und „Poème du feu" aus seiner Beschaulichkeit aufschreckte. Skriabin ist eine weniger stürmische Natur als Strawinski, wenn auch seine Tonsprache nicht minder laut ist. Während aber Strawinski explosiver geartet ist, bleibt Skriabin verhaltener. Auch in ihm hat sich eine neue Klangwelt gebildet, der er unbekümmert um irgendwelche Rücksichtnahme Ausdruck verleiht. Er schwelgt in Klangfarben, die er in den kühnsten Kontrasten zusammenstellt. Vielleicht nicht ganz so hemmungslos wie der jüngere. Immerhin sind das Werke, die — ohne Ewigkeitswerte in sich zu tragen — diesen ernsten Musiker als Propheten einer neuen Zeit zeigen. Es war darum nur recht und billig, wenn die Staatsopernkapelle sich in den Dienst dieser Sache stellte, denn nur Orchester von bedeutendster Leistungsfähigkeit können es wagen, so diffizile Werke aufzuführen. Wir sollen diese Tat anerkennen, gleichviel, ob man in 20 oder 30 Jahren noch an eine Aufführung denken wird. Durch Zwischenrufe aber und den „Schrei nach der deutschen Musik" hält auch das Stammpublikum des Opernhauses die Entwickelung der Musik nicht auf.

Fast scheinen derartige Zwischen-, Nach- oder Vorspiele an der Tagesordnung zu sein! Auch Schönbergs „Pierrot lunairo", den die „Internationale Gesellschaft für neue Musik" zur Aufführung brachte, war Gegenstand einer lebhaften Vorbesprechung, die im Programm nicht vorgesehen war und mit der polizeilich vollzogenen Entfernung des Leiters der „Melos-Gesellschaft" endete. In diesen Gedichten mit Begleitung einiger Soloinstrumente ist Schönberg am Ende seiner Theorie angelangt. Es ist ein Zwittergebilde zwischen Ton- und Wortkunst, das beiden nicht Genüge tut, von beiden Seiten gleich weit entfernt ist und die erstrebte Einheit nicht erreicht. Ueberraschungen bringt selbst die musikalische Seite nicht mehr. Die Bevorzugung des Sekundenintervalls ist auch in dieser Häufung weder ein Genuß noch ein unerschöpflicher Born zur Auffüllung des musikalischen Inhaltes. Fritz Stiedry leitete die Kammermusikspieler, Frau Gutheil-Schoder sprach singend, oder, wenn man lieber will: sang sprechend die Textworte. Meisterhaft diese Leistung, die kurz zwischen beiden Künsten vermittelte. Aber einen befriedigenden Eindruck erhielt man von dem Ganzen darum doch nicht. Der Weg führt uns nicht weiter.

Wollgramm

Ein Märchen

Von Karos Farg

Vor ungefähr einem Jahrhundert, als eben die ersten Fabriken entstanden, lebte im Erzgebirge ein Handelsmann namens Wollgramm. Der verkaufte jahraus, jahrein auf den üblichen Trödel- und Jahrmärkten bunte Wolle, die ihm die armen Weber der Gegend gegen geringes Entgeld lieferten. Nach altem Herkommen hatte so ein Päckchen Wolle stets ein Gramm, nicht mehr und nicht weniger.

Lange Zeit verdiente unser Handelsmann auf solche Weise sein Geld rechtlich. Eines Tages aber, als er wieder einmal seinen Stand auf einem Markt aufschlug, sah er, daß ein anderer Kaufmann ihm gegenüber Fabrikwolle in viel größeren Päckchen feil hielt und rasch die ganzen Käufer für sich gewann. Betrübt sah Wollgramm dem Treiben zu, und als der Tag zu Ende war, hatte er nicht einen Pfennig eingenommen. Traurig packte er zusammen und wanderte weiter. Er kam nicht mehr zu den armen Webern und konnte nichts mehr brauchen, denn überall, wo er hinkam, hatte schon der Händler mit der Fabrikwolle seinen Stand aufgeschlagen, und niemand kümmerte sich mehr um unseren Handelsmann. Bald geriet derselbe in größte Not und faßte den bösen Plan, seinen Gegner zu töten.

Auch die armen Weber waren auf den fremden Handelsmann erbittert und beschlossen insgeheim dasselbe, und als Wollgramm eines Tages durch so ein ärmliches Weberdorf, tief im Gebirge drinnen, kam, zogen sie ihn in eine Hütte und sagten ihm geradeheraus: „Gell, du kannst keine Wolle mehr brauchen, weil der fremde Händler dir das Brot wegnimmt? Wir wissen es schon!"

Und Wollgramm nickte traurig und düster. Durch das viele Hungern war sein Geist schon nicht mehr recht lebendig.

„Ein Gramm Wolle! Ein Gramm Wolle, nicht mehr und nicht weniger!" plapperte er in einem fort heraus und sah verstört ins Leere. Die Weber faßten ein großes Mitleid, und sie gaben ihm von dem Wenigen, das sie hatten, zu essen. Aber er nahm nichts. Unheimlich stand er unter ihnen. Wie ein lebendiges Knochengerüst klapperte sein Leib, und immer rief seine schier unterirdische Stimme: „Ein Gramm Wolle! Ein Gramm Wolle, nicht mehr und nicht weniger!"

„Ja, ein Gramm Wolle, nicht mehr und nicht weniger!" stimmten da die Weber mit ein und zogen, mit Prügeln und Dreschflegeln bewaffnet, zu Tal und trugen Wollgramm voraus. Ueberall gesellten sich zu ihnen neue erbitterte Weber, und weiter gings mit dem gleichen Kampfgeschrei bis in die nahe kleine Stadt, wo gerade Markt war.

Als die Leute den Haufen wilder, zorniger Weber sahen, versperrten sie ihre Türen und machten die Läden zu. Auf dem Marktplatz stand eine dichte Menge um den schreienden, seine Ware ausrufenden Händler mit der Fabrikwolle und stob jäh auseinander. Durch eine weite Gasse rannte das empörte Webervolk auf den Vernichter ihres Broterwerbs zu. Der aber sprang eilig zur Seite und lief durch die nächste Gasse, geradeaus und dann wieder krumm, bis ihn niemand mehr sah. Seine hintengelassene Wolle vernichteten die Weber aus Wut, und weiter zogen sie, aus der Stadt, dahin auf den verschneiten Landstraßen, an nichts mehr denkend, als an Rache und Vergeltung.

Die verängsteten Stadtbewohner aber verständigten die Polizei, und die wieder alarmierte das Militär und zog gegen die Weber.

Draußen vor der Stadt, auf dem freien Feld kam es zu einem blutigen Kämpfen. Unter den Streichen der Säbel, unter den Schüssen der Soldaten fielen die armen Weber. Jeder hielt sich mannhaft, und jeder rief noch sterbend: „Ein Gramm Wolle! Für unser Recht, nicht mehr und nicht weniger!"

Und als sie alle tot und verblutet im weißen Schnee lagen, rief es noch immer geisterhaft über die weite Fläche und hörte nicht auf. Wie gelähmt von Schreck hielten die Polizisten und Soldaten inne und lauschten und starrten hin und her, ob denn nicht noch irgendwo versteckt ein Weber lebe.

Und auf einmal war es, als stünden wieder alle Erschlagenen auf, schwarz und zerschunden und düster, und schwebten langsam durch die graue Winterluft gen Himmel.

„Ein Gramm Wolle! Nicht mehr und nicht weniger für unser Recht!" klang es über die Weiten, und Soldaten und Polizisten ergriffen entsetzt die Flucht. Und als sie so rannten, fielen vom Himmel herab kleine Päckchen Wolle, dunkel wie Blutstropfen. Das Land ringsherum bedeckten sie ganz und gar.

Und seitdem wächst in der dortigen Gegend nichts mehr. Nur hin und wieder kann man spärliche, blutrote Blümlein aus dem steinigen Boden aufsprießen sehen, und wer sie pflückt, über den kommt ein Unglück.

Zu Jahrmarktszeiten gehen nächtens die erschlagenen Weber um und klopfen an die Türen und Wände und Fenster. Und schaurig wimmern sie in den Schlaf der Satten: „Ein Gramm Wolle für unser Recht! Nicht mehr und nicht weniger!"

Verantwortliche Redakteure: für innere Politik Feuilleton und die Beilagen: Karl Vetter; für auswärtige Politik: Carl v. Ossietzky; für Groß-Berlin und den übrigen Teil des Blattes: Heinrich Heppenheimer; für den Inseratenteil: Paul Gröhn: sämtlich in Berlin. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.
Druck und Verlag: Rudolf Mosse, Berlin.